

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Band: 23 (2016)
Heft: 257

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perspektiven

Athen.

Schaffhausen.

Thurgau.

Vorarlberg.

Rapperswil-Jona.

Stimmrecht.

An der Gürtellinie.

In Teufen.

Ferien ohne Strand

TEXT UND BILDER: JUDITH EISENRING



Minderjährige Flüchtlingsfrau aus Syrien: bescheiden, aber stolz auf ihren spontanen Dolmetscher-Einsatz



Warten aufs Babybaden

Die Situation im Hafen Piräus ist bizarr. Was von weitem aussieht wie eine Openair-Zeltstadt, ist ein Flüchtlingscamp. Rund 3000 Menschen leben zwischen Containern auf dem Asphalt, gleich neben der Anlegestelle von Fährschiffen. Wer Glück hat, hat sich einen Platz im ausgedienten Lagerhaus oder in einem Wartehäuschen ergattern können. Wind, Regen und auch die griechische Sonne sind nur so erträglich. Seit der Schliessung der Balkanroute und wegen der drohenden Rückweisung in die Türkei harren die Menschen hier aus, meist aus Syrien (davon viele ursprünglich aus Palästina), Irak und Afghanistan kommend. Es gibt nur wenige mobile WCs und Duschen und einen einzigen Schlauch mit fließendem Wasser, um Kleider zu waschen.

Die griechische Flüchtlingspolitik hat sich verschärft. Jeweils am Morgen kommt das Militär und fordert die Familien auf, in offizielle, neu errichtete Camps zu dislozieren. Einige Gruppen lassen sich überzeugen, andere weigern sich. Niemand versteht, wieso sie in ein nächstes Camp wechseln sollen. Ihr Ziel ist Nord-europa, denn da haben sie vielfach bereits Familienangehörige.

Das Essen reicht nicht für alle

Für die von der Türkei tolerierten Schlepperüberfahrten – so versuchte die Türkei Druck auf die EU zu machen – hätten sie viel Geld bezahlt. Wie viel, das wolle ich gar nicht wissen, meint ein Familienvater aus Syrien. Sie habe noch Hoffnung, aber um es hier aushalten zu können, müsste sie wissen wofür und wie lange, meint eine alleinflüchtende Mutter mit ihren zwei Buben. An ein Zurück sei nicht zu denken, auch wenn der Rest der Familie noch in Damaskus sei. Mit ihnen hat sie Kontakt. Sie deutet auf ihr Handy, während sie sich mit der anderen Hand die Tränen aus den Augen wischt.

Die Essensrationen, verteilt von offizieller Hand (meist abgepackte Pasta und Brot dazu), werden täglich weniger. Es reicht nicht für alle. Nicht nur deswegen, auch weil nachts weiter Flücht-

linge (zum Teil zurück) nach Piräus kommen, erlebe ich die Situation als zusehends angespannt, Eskalationen sind nicht selten und für alle bedrohlich. Dank vielen Freiwilligen aus verschiedenen Ländern und auch dank der Mitarbeit der Flüchtenden werden Projekte realisiert, die sich für ein menschenwürdigeres Leben im Camp einsetzen.

Es gibt Schulstunden und andere Aktivitäten für Kinder, Nummern fürs Duschen (im 10-Minutentakt), damit stundenlanges Anstehen im Regen oder in der Hitze nicht mehr nötig ist – und selbstverständlich regelmässig Fussballspiele. Eine spanische Organisation verteilt Tee mit viel Zucker und gewährt Aufenthalt im grossen Zelt. Ein Neuseeländer hat die Aufsicht über das Warenlager, wo Hilfslieferungen einsortiert und entsprechend den Bedürfnissen wieder ausgegeben werden. Auch spontane Aktionen haben Platz, künstlerische Darbietungen sorgen für etwas Unbeschwertheit. Immer wieder bin ich beeindruckt von der Selbstverständlichkeit, mit der die Griechinnen und Griechen solidarische Zeichen setzen, trotz eigener Armut.

Mehr als einmal fahren Busse von Kreuzfahrtschiffen vor. Rob, ein Irländer, auch ein Volontär, macht sich zur Aufgabe, den Schaulustigen sanft beizubringen, dass Flüchtlinge sich nicht wie im Zoo fühlen sollen und dass sie die mitgebrachten Spielzeuge nicht einzelnen Kindern direkt übergeben.

Intimität auch ohne Sprache

Didi, die amerikanische Hebamme, die unser Projekt initiiert hat, ist erfahren mit Frauen und Kindern in Not. Sie arbeitet unabhängig, aber eng mit «Amurtel Greece for Refugees, Mothers and Babies» zusammen. Meine Hauptaufgabe ist die Schwangerschaftskontrolle. Unter einfachsten Bedingungen, aber zumindest unter Ausschluss der Öffentlichkeit, versuche ich auf der viel zu kurzen Pritsche des Wohnwagens die Herztöne eines Ungeborenen zu hö-



Piräus: jeden Morgen neue Zelte



Grenzen vs. Perspektiven

ren, die Gebärmutter und die Lage des Kindes zu tasten. Auch ohne Sprache entsteht viel Intimität. Nicht viele können ausreichend Englisch. Dann bringen sie eine Bekannte zum Übersetzen mit oder wir greifen aufs Telefondolmetschen zurück, wenden uns an Frauen und gelegentlich auch Männer aus dem Camp, deren Handynummer wir haben.

An meinem zweiten Einsatztag kommt eine Fröhschwangere. Sie habe in der vergangenen Nacht Krämpfe und Blutungen gehabt. Ich vermute, dass sie einen Abort erleidet oder bereits erlitten hat. Dank der Übersetzerin erhalte ich bald detaillierte Angaben, die mich bewegen, die Frau ins Spital zu verlegen. Im Notfall ist das möglich und glücklicherweise lässt sich auch ein Transport organisieren. Die junge Dolmetscherin begleitet uns. Trotz ihres Alters wirkt sie, als wüsste sie, worauf sie sich einlässt. Ich bitte sie, am nächsten Tag wieder zu kommen und zu berichten. Was sie auch tut: Leider habe die noch kinderlose Syrerin diese Schwangerschaft verloren, es war bereits das dritte Mal. Weil ich ihr am Tag zuvor nichts mitgegeben habe für Rückreise, Essen und Trinken im Spital, will ich ihr 20 Euro geben. Sie lehnt das Geld vehement ab. Es sei ihr eine Ehre zu helfen, sagt sie mit Nachdruck. Daraufhin bitte ich sie um ein Foto, damit ich es zu Hause zeigen und von ihr erzählen kann. Sie willigt strahlend ein.

Stillen unter Stress

Im zweiten Caravan kommen die Mütter, um ihre Babys zu baden: oft ein Genuss für alle. Alles ist sehr improvisiert, es gibt kein fließendes Wasser und es muss im Teekochoer erhitzt werden. Der Badewanne fehlt ein Abfluss. Ein Problem wird mit den wärmeren Tagen deutlich absehbar: Weil die Kinder nicht ohne Hilfe zur Toilette gehen können, tragen auch grössere Kinder Windeln. Nicht nur sie, auch Babies leiden an Pilzbefall, vor allem im Genitalbereich. Zu Hause hätten sie für diesen Fall Baumwollwindeln, so

würden die wunden Pos von alleine heilen. Unter den gegebenen Umständen sei dies aber nicht möglich, kommentiert eine Mutter aus Afghanistan. Deshalb sucht sie Hilfe im Medizinposten, der ebenfalls von Freiwilligen unterhalten wird. Allerdings fehlt da oft die adäquate Arznei.

Meine Aufgabe ist es auch, die Mütter zu überzeugen, ja nicht mit dem Stillen aufzuhören. Viele meinen, durch den Stress – Fachleute würden von Trauma sprechen – hätten sie kaum noch Muttermilch. Zudem ist es heiss und das Trinkwasser knapp. Trotzdem sollten sie nicht auf Pulvermilch ausweichen, denn unter den hygienischen Bedingungen im Hafen Piräus könnte das für die Kinder fatal sein. Wenigstens die Schoppenflaschen und Schnuller müssten ausgekocht werden können. Um die Stillenden zu bestärken, werden ihnen darum täglich Nahrungsergänzungen ausgeteilt. Doch die Vorräte gehen laut Didis jüngstem Facebook-Eintrag zur Neige, auch die Vitamine für Schwangere.

Wer geht nach Griechenland in die Ferien? Wer reist nach Athen und via Piräus z. B. auf die Inseln? Wer kann Hilfsmittel ins Hebammenprojekt bringen? Infos: Judith Eisenring, jeisenring@bluewin.ch, 079 323 94 29. Oder wer will direkt spenden? Amurt Hellas, Eurobank, IBAN GR670260341000013010091704

Judith Eisenring, 1963, lebt in St.Gallen, ist Hebamme, Pflegefachfrau und Berufsbildnerin. Sie war von 25. April bis am 13. Mai als Freiwillige in Griechenland.

Ewiger Glitzer im Gerät



Die TapTab-Backstage, noch ohne Kotze

Ich weiss nicht, ob das etwas Kleinstadttypisches ist, aber im Alter von 15 Jahren konnte ich mich relativ einfach in die Clubs rein-schmuggeln. Ausweis? Äh, ja, klar, hier mein gefälschter Schülerpass. Hier ein verschmierter, mit Kajal selbstgemalter Stempel. Hier die ID einer Freundin, die ansatzweise ähnliche Haare hat wie ich. Voilà, die Schaffhauser Ausgehwelt stand mir offen.

Eleven-fifty! Disco Time! Und am allerliebsten: alles Mögliche und Unmögliche im Taptab! Nun gut, Mitte der Nullerjahre bestand das Programm des Taptab vorwiegend aus Reggae-Dancehall. Ich würde aber behaupten, dass der Taptab-Sound ein durchwegs positiver Aspekt meiner Pubertät gewesen ist, auch noch in jenen Zeiten, in denen ich dann legal in den Club reinkam. Selbst heute, wo Reggae und Dancehall nur noch selten zelebriert werden und mein Ausgangsleben sich vorwiegend an Zürcher Gaypartys abspielt, kehre ich liebend gern zurück ins Tap. (Vor wenigen Wochen zwar ungerne, weil die Schlange vor der «Colors»-Hiphop-Party gefühlt kilometerlang war und sich die dort Anstehenden unter anderem mit «Transenficker» beleidigt haben. Pfiu. Drum bin ich dann nach Hause gegangen. War aber wirklich eine Ausnahme!)

Jedenfalls erhielt ich letztens vom «Schaffhauser Magazin» den Auftrag, für die Ausgabe zum Thema «Nacht» hinter die Kulissen einer Partynacht zu schauen. Da bin ich natürlich sofort zum Taptab gehöset. Für einen Abend mit ein paar DJs fangen die ja echt schon um vier Uhr nachmittags mit dem Vorbereiten an! Ja, für einen Menschen, der immer nur Ausgang konsumiert und nur selten auf der anderen Seite der Bar, Garderobe oder Kasse steht, ist das eine Überraschung. Auch, wie klebrig jegliche Gerätschaften nach jeder einzelnen Nacht sind und entsprechend gereinigt werden müssen. Vor vier Jahren habe mal einer einem DJ Glitzer über das eine Gerät geleert – bis heute noch in den Ritzen und Rillen. Dem anderen ist eine Kerze samt Wachs über dem Teil umgekippt. (Welcher Hipster zündet beim Auflegen bitteschön eine Kerze an?) Vom Chaos erzählten mir die Partyveranstaltenden dann natürlich

auch liebend gern Ekliges: Kotze aufwischen! Kaputte WC-Schüsseln! Kaputte kotzende Gäste, die nicht mehr aus dem Backstage rauszubringen sind! Ach ja.

In besagtem Backstage hing ich an dem Abend dann auch rum, natürlich nur zur Recherche, und studierte die Hunderten von Wandkritzeleien der Bisherdagewesenen. Wahre Kunst verbirgt sich da! Mein mit Abstand liebstes Werk befindet sich ganz hinten in einer Ecke, schwarzer Filzstift auf Brusthöhe: «Wer andern eine fällt selbst hinein.» Ich war richtiggehend geflasht von dieser Weisheit.

Apropos Flash: Entgegen meinen Befürchtungen ist das Taptab recht strikt in seiner Koks- und Deal-Nulltoleranz, sonst werden die Türsteher herbeigezogen. Die müssen seit einem Weilchen am Donnerstag-, Freitag- und Samstagabend ab halb eins vor dem Club stehen, mindestens einer, das ist Pflicht. Was eigentlich nur so mittelviel Sinn macht, wenn man bedenkt, dass die Schaffhauser Feierwütigen in den vergangenen Jahren immer später in die Clubs gehen, mittlerweile meist erst so gegen eins. Schade, haben wir ja – im Gegensatz zu Zürich beispielsweise – nur die Erlaubnis, bis fünf Uhr früh zu feiern. Ausser an Silvester und natürlich der Fasnacht, dieser eierlegenden Wollmilchsau der Schaffhauser Feiertradition!

Einige findige Clubmenschen haben kürzlich allerdings eine kleine Lücke gefunden in der hiesigen Ausgehregelung. Ist ein Club nämlich mindestens zwei Stunden geschlossen in der Nacht, gelten darauffolgende Anlässe als Morgenveranstaltungen. So gibts in der Munotstadt seit kurzem eine volllegale Afterparty, an der ab fünf Uhr morgens gechillt, gegipfelt und getanzt werden kann. Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir das zu Hochzeiten der Reggae-Dancehall-Nächte noch nicht hatten.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt unter anderem für die «Schaffhauser Nachrichten» und das LGBT-Magazin «Milchbuechli».

Parteilpolitisch bunte Expo Als Django Kanzler war

Wird Zeit, dass am 5. Juni im Thurgau und im Kanton St.Gallen die Planungskredite für die Expo 2027 in der Ostschweiz endlich zur Abstimmung kommen. Entweder sind die Mittel zur konkreten Planung für das Bewerbungsdossier dann vorhanden – oder halt eben nicht. Jedenfalls hört das Geleier auf.

Gut, das ist jetzt etwas negativ formuliert; positiv könnte man sagen, dass die mögliche Landesausstellung Menschen im Thurgau miteinander ins Gespräch bringt. In den politischen Lagern auch solche, die sich sonst eher selten freiwillig zum Plauschen treffen. Interessant, wie das Thema deren für gewöhnlich recht vorhersehbare Positionen durcheinander mischt.

Zweifellos werden die Thurgauerinnen und Thurgauer Ja sagen zum Kredit über drei Millionen Franken. Weil die kantonale SVP mit einer Zweidrittelmehrheit die Ja-Parole ausgegeben hat? Nicht nur. Die Allianz der Befürworter ist quer durch alle Parteien breit abgestützt. Sicher ist, dass die Fronten nicht dem üblichen Links-Rechts-Schema folgen, was unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass im Pro-Komitee auch prominente SVPler hocken.

Weniger prominente engagieren sich im gegnerischen Komitee, etwa der SVP-Rechtsausleger und Kantonsrat Vico Zahnd, der sich bei der Beschlussfassung der SVP nach einem kritischen Plädoyer («Linke Ausstellung von Künstlern – nichts zu tun mit Schweizer Tradition») von seinem Fraktionschef als «Miesmacher der Nation» betitelt sah. Das heisst: Im rechtsbürgerlichen Lager sind mit – derzeit sowieso nur hypothetisch möglichen – Haudrauf-Argumenten allein keine Blumensträusse zu gewinnen.

Dafür hat sich im fünfköpfigen Co-Präsidium der Gegnerschaft ein bunter Parteienmix im Lotterbett zusammengefunden: Neben Zahnd Exponenten von EDU und BDP – was nicht erstaunt – sowie GLP und Grünen. Letztere drum, weil sie fürchten, dass die Expo den Umweltschutz mit Füßen treten werde. Das ist achtbar, trotzdem haftet der Koalition ein «Gschmäcke» an.

Natürlich ist es ein bisschen fies: Während die Befürworterinnen und Befürworter die Expo-Zukunft in ungefähren Zügen heiterhell ans Firmament pinseln, bleibt den Gegnern ebenso ungefähr nur das konsequente Schwarzmalen. Dass die Opposition dabei argumentativ an einer kargen Tafel sitzt, hat bereits ein erstes Gegenkomitee um Benjamin Kasper, ehemals Präsident der Jungen SVP Thurgau, erfahren. Dieses wurde im Februar gegründet. Und seitdem hat man nie wieder etwas gehört.

Es gibt gute Gründe, den Expo-Prozess aufmerksam und kritisch zu verfolgen. Dafür braucht es zuallererst konkrete Grundlagen. Diese werden mit den Krediten erarbeitet. Liegt die Studie und der Businessplan vor, kann das Projekt immer noch bachab geschickt werden. Ich jedenfalls freue mich optimistischerweise auf die Eröffnung der Landesausstellung am 6. Mai 2027 in der Ostschweiz.

Rolf Müller, 1967, macht Kommunikation im Thurgau.

Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist es zwar mit Djangos Kanzlerschaft schon wieder vorbei, aber man denkt doch gerne an diese Zeit zurück (wage ich als Vorhersage), denn das werden bald einmal schöne Tage gewesen sein!

Mangels Interesse an seiner Person weiss ich nicht genau, warum man den Interimskanzler Reinhold Mitterlehner «Django» nennt – vielleicht zieht er ja die ÖVP im Sarg hinter sich her. Jedenfalls konnte mit ihm die Österreichische Volkspartei zum vielleicht letzten Mal einen Kanzler stellen: Mitterlehner ist als Vizekanzler der Koalitionsregierung SPÖ/ÖVP nach dem Rücktritt Werner Faymanns automatisch für ein paar Tage Kanzler geworden.

Fünf Stunden nach Faymanns Rücktrittserklärung am 9. Mai las ich mir die Postings auf den Webseiten österreichischer Qualitätszeitungen und des Vorarlberger Medienhauses durch. Auf letzterer haben sich 170 Postings angesammelt, die sich – wie üblich – von denen anderer österreichischer Zeitungen inhaltlich und stilistisch deutlich unterscheiden. Auszählen mochte ich diese Stimmen nicht, aber nach dem Querlesen hielt ich gut 80 Prozent für reine Gehässigkeiten gegen Faymann, im Stile von «und jetzt kann er eine fette pension geniessen, von uns bezahlt. für die ganze sch**sse, die er in österreich angerichtet hat» (das ist eine der harmloseren).

Bemerkenswert waren dabei zwei Tendenzen: einmal, wie viele Poster wirre Vorstellungen vom politischen System Österreichs haben, und zweitens, welche geradezu messianischen Erwartungen sich auf den Bundespräsidentenskandidaten der FPÖ Norbert Hofer richten. Beide Tendenzen fliessen dort zusammen, wo man sich die grosse Wende davon verspricht, dass Hofer seine Drohung: «Sie werden sich wundern, was alles gehen wird», wahr machen kann. (Er erklärt übrigens mittlerweile, das sei keine Drohung, sondern angesichts der verfahrenen politischen Verhältnisse in Österreich eine Utopie gewesen. Aber er behauptet ja auch, die Kornblume, die er gelegentlich am Revers trägt, sei keineswegs eine Anspielung auf das Symbol der illegalen Nationalsozialisten zur Dollfuss-Zeit, sondern vielmehr auf die blaue Blume der Romantik. Anscheinend hat der Mann Humor. Und immerhin hat er – noch – nicht gesagt: «Das Lachen wird euch noch vergehen.»)

Zur grimmigsten Erheiterung kann auch dienen, dass Strache und Hofer mehr «direkte Demokratie nach Schweizer Vorbild» versprechen, wenn es zu einem Kanzler Strache und einem Bundespräsidenten Hofer kommen sollte. Hoffentlich kann man dann wenigstens darüber abstimmen, ob Strache noch einmal bei einem offiziellen Anlass in der Krachledernen auftreten darf oder ob er das dem FPÖ-Hofnarren Gabalier überlassen muss.

Für Schweizer Leserinnen und Leser, denen diese Namen (noch) nicht viel sagen: Heinz-Christian Strache ist ein Wiener Zahntechniker mit tschechischen Vorfahren, der somit eigentlich dem liebsten Vorarlberger Feindbild entsprechen müsste (Wiener, Immigrantentöckel, neulich auf Israel-Besuch), aber beim Prekariat prächtig ankommt, und Andreas Gabalier ist ein Gipfel der volksdämmlichen Musik, der zuletzt unermüdlich die Potenz, die Anständigkeit und die Treue der steirischen Buam besang. Der kann ja in Lederhosen auftreten, aber bei Strache darf schon gelacht werden. Noch, jedenfalls. Geniessen wir die Django-Woche, in der sich nichts tun wird.

Kurt Bracharz, 1947, ist Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

zhaw

Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

Architektur, Gestaltung
und Bauingenieurwesen

Ausstellung der Diplomarbeiten

Masterstudiengang Architektur
Bachelorstudiengang Architektur

28. Juni - 8. Juli 2016

Montag bis Freitag 8-18 Uhr

Departement Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen
Halle 180, Tössfeldstrasse 11, 8400 Winterthur
www.zhaw.ch/archbau

Zürcher Fachhochschule

COMEDIA



Katharinenstrasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**DIE SPEZIALISTIN FÜR POLITIK, GESELLSCHAFT, KULTUR.
UND: ÜBER UNSEREN E-SHOP AUCH E-BOOKS!**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog **mit E-Shop!**

Mi-Fr: 10-12 / 13.30-18 Uhr
Sa: 9-16 Uhr
Taastrasse 11
9113 Degersheim



brockenhaus
degersheim STIFTUNG OSAM

Ich bin

WECKER TATORT,
eine von 4832
Späti-Entdeckungen



*Erfreuliches
Nützlich
Originelles*

Boutique **Späti**

Spisergasse 20, 9000 St.Gallen
www.boutiquespaeti.ch

Vom Bauernkaff zur Banlieue

Frühsommer ist Gartenzeit. Das gilt auch in der Stadt. Urban Gardening ist inzwischen auch ausserhalb der Hipsterkreise etabliert. Mittlerweile pflanzt sogar der Werkdienst von Rapperswil-Jona auf öffentlichen Plätzen Salat in alten SBB-Paletten. Den meisten gefällt.

Deutlich unbeliebter, ja geradezu verhasst ist derweil eine andere urbane Pflanze. Sie spriess am Obersee nicht erst seit diesem Frühling. Und hält sich vielerorts hartnäckig. Die Rede ist von Bauvisieren. Es ist bereits zur Routine geworden: Überall, wo die Stangen in den Himmel wachsen, um Zeugnis von einer geplanten Überbauung abzulegen, regt sich Volkes Seele. Oder zumindest jene der Anwohner. So gibt es inzwischen an jedem Ortseingang der 27'000-Einwohnerstadt einen dichten Stangenwald, der bereits seit mehr als einer Gartensaison Bestand hat.

Auf besonders grossen Widerstand scheinen die Metallgewächse bei männlichen Stadtbewohnern jenseits des Pensionsalters zu stossen. In aller Regel führen sie die Widerstandsgruppen an. Das ist verständlich. Niemand weiss besser, wie schön die Wohngegend einmal war, als das Eigenheim noch über reichlich Umschwung verfügte und der Nachwuchs mit den Kindern der Nachbarschaft auf grünen Wiesen herumtollen konnte. Dazu kommt: Welcher Arbeitstätige hat schon die Musse, sich am Feierabend durch Baupläne und Rechtsvorschriften zu wühlen. Für manchen Unruheständler dürfte das hingegen ein nicht ganz unwillkommenes neues Beschäftigungsfeld eröffnen. Auch wenn das niemand so sagen würde. Und hiermit ausdrücklich keinem der engagierten Bürger unterstellt werden soll.

Redet man mit den wachen Pensionären, ist eine echte Sorge um die Entwicklung ihrer Quartiere spürbar. Denn längst ist das einst von den hochnäsigen Rapperswilern als Bauernkaff verschriene Jona zur anonymen Agglomerationssiedlung rund um das historische Rapperswil geworden – geprägt von wenig ansehnlichen Wohnblöcken. Reste von Quartier-Identität gibt es noch bei den verbliebenen Einfamilien- und Reihenhaussiedlungen. Die heranrückenden Grossüberbauungen, getrieben von der unablässigen Suche der Investoren nach rentablen Geldanlagen, wirken da als akute Bedrohung. Wo Bauherren und Stadt von städtebaulich hochwertigen Siedlungen schwärmen, nehmen die Anwohner nur Verschandlung und «Wände aus Beton» wahr. Ein Leserbriefschreiber sieht in Jona bereits die künftigen sozialen Brennpunkte entstehen – analog zu «Banlieues in Frankreich oder den Plattenbauten der ehemaligen DDR». Nun ja. Das Unbehagen ist verständlich. Zumal der Stadtrat ein ungelöstes Verkehrsproblem vor sich herschiebt. Und mit der Verdichtung ist es eben so eine Sache: «Grundsätzlich ja – aber doch sicher nicht neben meinem Haus.»

Es besteht indes eine gewisse Hoffnung, dass die dystopischen Befürchtungen in der Realität nicht ganz so schlimm ausfallen. Und falls doch, ergibt sich für den Chronisten zumindest ein interessantes Alterswerk: «Vom Bauernkaff zur Grosszürcher Banlieue – eine kulturhistorische Baugeschichte von Jona».

Pascal Büsser, 1984, ist Redaktor bei der «Südostschweiz»

Das Potenzial nutzen



Am 5. Juni stimmt die Schweiz über das neue Asylgesetz ab. Es soll beschleunigte Verfahren bringen. Dafür gibt es neu Bundeszentren, wo alle am Verfahren beteiligten Organisationen unter einem Dach versammelt sind. Die neuen Verfahren wurden im Testzentrum in Zürich erprobt. Dieses Modell ist zwar nicht ideal, aber besser als das aktuelle.

Heute dauern Verfahren teils mehrere Jahre – viel zu lange. Das ist aufwendig und teuer. Es ist auch demütigend für Asylsuchende, wenn sie jahrelang auf den Entscheid warten müssen. Danach ist es schwer, die Leute zu integrieren und in die Arbeitswelt zu bringen. Da mehr als die Hälfte der Asylsuchenden zurzeit unter 25 Jahren sind, bleibt ihr enormes Potenzial für Jahre ungenutzt.

Hier einige Argumente der Befürworter:

- Die Asylverfahren sollen neu maximal 140 Tage dauern. Damit werden die Kantone und Gemeinden entlastet. Die Beschleunigung bringt Vorteile für alle: Wer bleiben darf, kann sich rascher integrieren. Wer kein Asyl erhält, erfährt es schneller.
- In den Bundeszentren werden sich alle am Verfahren beteiligten Personen unter einem Dach befinden. Das führt zu effizienteren Abläufen und tieferen Kosten.
- Die Sozialhilfequote bei (vorläufig) Aufgenommenen ist hoch und die langen Verfahren hindern die Leute am Arbeiten. Je schneller der Entscheid da ist, desto schneller kann die Integration in den Arbeitsmarkt anfangen.

Die SVP spricht immer wieder von den angeblich hohen Kosten. Diese entstehen aber vor allem, weil es so lange dauert, bis die Leute wissen, ob sie bleiben – und somit irgendwann auch arbeiten – dürfen. Je schneller sie Bescheid haben, desto schneller können sie integriert werden und ihr eigenes Geld verdienen. Deshalb wünsche ich mir, dass das neue Asylgesetz angenommen wird – und die beschleunigten Verfahren trotzdem gewissenhaft durchgeführt werden.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist vor fünf Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rorschach und beendet im Sommer seine Ausbildung zum Textiltechnologen.